

Bleibendes von Fridolin Tschudi

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **93 (1967)**

Heft 11

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Nutzungsbedingungen

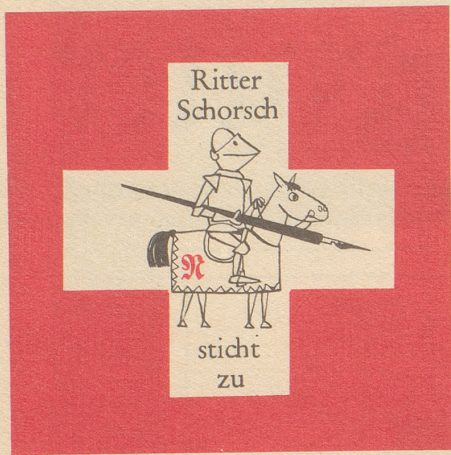
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



«Werdet gute Staatsbürger...»

Es begann in Ritter Schorschens Tafelrunde ganz friedlich: Man sprach über Auswärtiges, vorwiegend Französisches, und Charles de Gaulle weiß gar nicht, welch ein unerschöpfliches Stammtischthema er hierzulande ist. Zwischen Spanien, Portugal und Frankreich, meinte einer, sei in Wirklichkeit kaum mehr zu unterscheiden; denn autoritär gehe es da überall zu. Und von allen dreien, die obenauf seien, habe der große Chef in Paris am allerausgeprägtesten das Gefühl, nur er allein verkörpere die Staatsgewalt, vom Hauch der Ewigkeit umweht. Man räsonnierte von dieser behaglich gezimmerten Plattform aus über die Begabung umliegender Völker zur Demokratie, und es kostete einige Mühe, die rhetorischen Wasserschosse nicht unmäßig treiben zu lassen.

Ueber die bundesrepublikanischen Wirtschaftsnöte gelangte man schließlich in die eidgenössischen Gefilde, und hier wiederum zu den finanziellen Engpässen in den Haushalten des Bundes, der Kantone und der Gemeinden. Der Staat, hieß es, müsse sich eben auch einschränken; denn für ihn gelte die Sparparole zuerst. Man könne doch nicht ein Riesenprojekt auf das andere beigen und dergleichen tun, als sei unsere kleine Demokratie ein unerschöpflicher Quell von Mitteln. Schon längst, wurde im Brustton tiefer Ueberzeugung erklärt, seien die staatlichen Apparate bis zum Widersinn aufgebläht. Die Wende des Gespräches kam, als einer nebenher vorschlug, man solle doch einmal aufzählen, was in der Gemeinde, im Kanton und im Bund in den letzten Jahren geschehen sei, ohne daß es dem Willen der demokratischen Mehrheit entsprochen habe. Ja, was eigentlich, wenn man von ein paar Pannen und andern Zweifelhaftigkeiten absieht? Zu einem ansehnlichen Sündenregister kam es jedenfalls an diesem Abend nicht; und es konnte auch niemand sagen, was sich denn unter den gegenwärtigen kostspieligen Projekten und Vorhaben so ohne weiteres aufschieben oder gar abstreichen lasse.

Wieder einmal war in unserer schönen direkten Demokratie zu erleben, daß man auch hierzulande herzlich gerne den Staat nicht als etwas betrachtet, zu dem man selber gehört und über das man mitentscheidet, sondern als etwas «Drittes», etwas Fremdes, nur zu Forderungen und zur Anklage Taugliches. Dabei sind wir doch, wie der Anfang des Gespräches zeigte, so perfekte und einsichtige Demokraten! Je konkreter die kleine Auseinandersetzung über dem Biertisch wurde, desto hübscher war zu erkennen, wie innig ein jeder an den eigenen Interessen hängt, und wie inbrünstig er folglich darauf erpicht ist, die andern sparen zu lassen. Einmal mehr konnte man nur darüber staunen, mit welchem

Scharfsinn im Kreise herum bewiesen wurde, daß zwar die eigenen Ansprüche voll auf gerechtfertigt, diejenigen der andern aber durchaus übertrieben, wenn nicht gar gänzlich sinnlos seien.

Als dann freilich einer mit der pauschalen Meinung aufrückte, mit der staatsbürgerlichen Einsicht sei es bei uns offenbar auch nicht gerade blendend bestellt, war man sich wieder einig. Nur eben: Es fällt so leicht, den eigenen Egoismus als legitimen Sonderfall zu kostümieren, daß man in einen derartigen Befund und den daraus resultierenden Appell mit vollem Herzen einstimmen kann: «Werdet gute Staatsbürger! Ich selber bin es schon – im Rahmen des für mich Zuträglichen.»

Bleibendes von Fridolin Tschudi

Die Majestät der Wirklichkeit

Die Majestät der Wirklichkeit wird selten wahrgenommen, und wenn, dann nur für kurze Zeit: zerstreut, huschpfusch und fluchtbereit, leichtfertig und verschwommen.

Was ist, gilt ohnehin nicht viel, weil ständig sozusagen wir sehr geneigt sind, ohne Ziel im tragischen Komödienspiel Phantomen nachzujagen.

Die Wirklichkeit ist dennoch da und läßt sich nicht vertreiben. Was auch geschieht und je geschah: Sie wird – selbst unsichtbar uns nah – stets wach und wirksam bleiben.